Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

von Verbrechen). Zugleich ist für die Fälle des § 111 (Aufforderung zur Begehung strafbarer Handlungen) und § 130 (Verhetzen der Bevölkerungsklassen, Schmähungen auf Religion, Monarchie u. s. w.) die Bestimmung fallen gelassen, die Beschlagnahme dürfe nur erfolgen bei dringender Gefahr, daß bei verzögerter Beschlagnahme die Anreizung ein Verbrechen oder Vergehen unmittelbar zur Folge haben werde. Damit wird es ein Leichtes sein, der sozialdemokratischen, wahrscheinlich auch der antisemitischen und früher oder später überhaupt jeder unabhängigen Presse durch fortgesetzte Konfiskationen den Garaus zu machen.

Auf die politische Bedeutung der Umsturzvorlage gehen wir hier nicht ein. Es kam uns nur darauf an, zu zeigen, daß sie auch als Erzeugnis der Gesetzgebungskunst von höchst zweifelhaftem Werte ist. Der Reichstag scheint sie gleichwohl in einer Kommission beraten zu wollen. Möge er sich dabei nicht das hoffnungslose Ziel setzen, eine technisch ungenügende und politisch mehr als bedenkliche Vorlage durch Vorschläge aus seiner Mitte zu verbessern. Er wird seiner Pflicht vollauf genügt haben, wenn er sie, sei es auch nach gründlicher Prüfung, einfach ablehnt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das deutsche Volk und sein Haus. Nicht mit Jubelhymnen, sondern mit elegischen Betrachtungen haben die Blätter der verschiedensten Parteien die höfisch-militärische Staatsaktion vom 5. Dezember begleitet. Wir könnten das bei dieser Gelegenheit zusammengestellte Verzeichnis von trübe stimmenden Zeichen der Zeit noch um manches andre vermehren, woran man nicht gedacht hat. So z. B. hatte Wallot 700000 Mark für die Bekleidung der Wände und Säulen der großen Wandelhalle mit istrischem Kalkstein gefordert, der Reichstag aber auf den Rat der Regierung diese Forderung abgelehnt und die Verwendung von billigem Stuck beschlossen. Welches Zeugnis für den Wohlstand des deutschen Volks, wenn man bedenkt, daß es beinahe so viel, vielleicht sogar mehr Seelen zählt als das ganze römische Weltreich zur Zeit seiner höchsten Blüte, daß dessen unzählige Prachtbauten sämtlich der Wandbekleidung mit echtem Material teilhaft geworden sind, und wenn man ferner bedenkt, welche gewaltigen Summen die kleinen mittelalterlichen Städte auf ihre Kirchen, Rathäuser und Volkspaläste verwendet haben! Und welches Zeugnis für den Gemeinsinn unsrer heutigen Reichen, wenn man sich erinnert, wie die venetianischen Kaufleute ihren San Marco ausgeschmückt haben, und wie die Vornehmen der römischen Kaiserzeit, die lange nicht so reich waren wie unsre heutigen Nabobs, vielfach nicht bloß ihr halbes Vermögen auf gemeinnützige Zwecke, namentlich aber auf Monumental- und Prachtbauten verwendet haben. In der Korrespondenz, die der jüngere Plinius als Statthalter von Bi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

thynien 111 bis 113 mit Trajan führte, handelt es sich vielfach um Konsense für Kommunalbauten, zu denen Privatleute teilweise die Mittel hergaben. Zahlreiche Inschriften, schreibt Friedländer, „bezeugen die Errichtung von Tempeln, Säulenhallen, Theatern, Brücken u. s. w. durch reiche Privatpersonen. Andre Inschriften zeigen, daß auch minder Wohlhabende zur Wohlfahrt und Behaglichkeit der Städte beizutragen beflissen waren, indem sie z. B. Straßen pflastern, Spielplätze ebnen und einfassen, Sonnenuhren aufstellen, auf den Märkten Buden und Steintische für die Verkäufer errichten ließen, für Normalmaße und Gewichte sorgten." Millionäre von dem Gemeinsinn jener Zeiten würden sich um die Ehre gestritten haben, den Reichspalast auf ihre Kosten errichten oder wenigstens auf das kostbarste ausstatten zu lassen. Dies und manches andre noch wäre zu beklagen, aber unsern Grundsätzen gemäß klagen wir nicht, sondern erwägen nüchtern die Lage und was aus dieser für uns folgt.

Die Lage wird falsch beurteilt, wenn man auch diesmal wiederum über die deutsche Uneinigkeit und den Niedergang des Reichsgedankens klagt. Wir haben die Anschuldigungen, die von diesem Gesichtspunkte aus so oft gegen das deutsche Volk erhoben werden, schon mehreremal ausführlich widerlegt und wollen das darüber gesagte heute nicht wiederholen; nur einige Punkte, die sich gerade im Augenblick aufdrängen, sollen kurz hervorgehoben werden.

Die Partei, die jene Klagen bei jeder Gelegenheit und am lautesten zu erheben pflegt, übersieht den Umstand, daß sie durch ihre bloße Existenz ein Haupthindernis der Einigung ist. Sie will, wie alle andern Parteien auch, alle Deutschen in eine einseitige Geistesrichtung hineinzwängen und gewissen Klasseninteressen dienstbar machen. Das ist glücklicherweise nicht möglich, und daher sind solche Einigungsbestrebungen nicht allein eine Sisyphusarbeit, sondern, indem sie die Mehrheit des Volks erbittern, ein Zunder der Zwietracht. Aber selbst größere Einförmigkeit der Geistesverfassung und der Interessen vorausgesetzt, würde es für das deutsche Volk schwierig sein, jederzeit die unter seinen Führern zufrieden zu stellen, die sich vorzugsweise national nennen. Denn sie verhalten sich je nach Zeiten und Umständen verschieden dem Monarchen und der Regierung gegenüber, und der gemeine Mann müßte elastischer sein, als er seinen Lebensverhältnissen nach sein kann, wenn er alle diese Schwankungen augenblicklich mitmachen sollte. Es giebt Zeiten, wo den „Nationalen" der Monarch sympathisch ist, und andre, wo sie es für Pflicht halten, ihm offen oder im Geheimen Opposition zu machen; es giebt Zeiten, wo ihre Losung lautet: wir kennen die Absichten der Regierung nicht, aber wir billigen sie, und andre, wo es heißt: wir kennen sie nicht, aber wir mißbilligen sie. Da steht nun der loyale Unterthan zwischen Thür und Angel: soll er auf den Monarchen hören, der behauptet, sein Gebot sei stets und unter allen Umständen Gottes Gebot, oder auf den Parteiführer, der behauptet, auch das Staatsoberhaupt falle manchmal in Ketzerei? Acht bis zehn solche große Schwankungen haben wir in den letzten vierzig Jahren erlebt. Noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß sich die beiden „nationalen" Parteien, die Konservativen und die Nationalliberalen, oft unter einander um schnöden Mammons willen verunreinigen, und daß der geängstigte Reichsbürger nicht weiß, ob er, um noch für einen echten Deutschen zu gelten, für oder gegen Kornzölle stimmen muß. Ja selbst in Fällen, wo die Entscheidung zweifellos zu sein scheint, muß er zu seiner Verwundrung manchmal erfahren, daß er sich getäuscht hat. Für das Tabakmonopol z. B., sollte man meinen, hätten alle Nationalliberalen ohne Ausnahme stimmen müssen, 1. weil es Bismarck wollte, 2. weil es den Herren Gelegenheit gab, fürs Reich ein kleines Opfer zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringen, 3. weil es an sich das vernünftigste ist, was man sich denken kann. Fehlgeschossen! Nur zwei stimmten am 14. Juni 1882 dafür, die übrigen dagegen, nachdem sie im Lande aufs heftigste dagegen agitirt hatten.

Und endlich die ungeheure Größe unsers Volks! Das Volk eines mittelalterlichen Stadtstaats fand auf dem Platze vorm Rathause Raum und hat da nicht selten über Krieg und Frieden, über Verfassungsänderungen, über Steuern Beschluß gefaßt; „das Volk hat beschlossen" war in diesen Fällen keine Phrase. Von der Feier am 5. Dezember schreibt die Nationalzeitung u. a.: „Um 11½ Uhr war das Gebäude von allen Seiten vom Publikum dicht umlagert; zu sehen bekam dieses freilich nicht viel; denn die Schutzmannschaft, die in großer Stärke erschienen war, nahm die Absperrung in größtem Umfange vor." Zeigt dieses Bildchen nicht aufs deutlichste, in welchem Grade unserm Volke seine eignen Angelegenheiten entrückt sind? Und zehn Millionen Männer, die im unübersehbaren Strudel der modernen Weltwirtschaft kämpfend, sich jeder seiner Haut wehren müssen, sollten sich über unklare Einzelfragen, wie Tabak- oder Zuckersteuer, einigen können, über die sich ein halbes Dutzend dem Kampf ums Dasein entrückte Geheimräte kaum einigen können? Diese Schwierigkeit des modernen Großstaatlebens, für die kein einzelner und keine Partei verantwortlich gemacht werden kann, muß als ein vorläufig unabwendbares Verhängnis ertragen werden.

Und ein Grund, zu verzweifeln, ist sie, vom nationalen Standpunkte aus betrachtet, keineswegs, denn die Einheit des Volks und den Bestand des Reichs bedroht sie nicht. Man lasse einen auswärtigen Feind über uns kommen — er wird die Deutschen einig finden wie 1870, nicht bloß äußerlich vereinigt in den Regimentern, sondern innerlich geeint, ausgenommen natürlich die Enterbten, die weder unmittelbar noch mittelbar ein Stück vaterländischen Bodens besitzen und auch keine Aussicht auf solchen Besitz haben. Man zeige dem deutschen Volke Ziele, die dem bedrängten Mittelstand Existenzsicherheit und den Enterbten ein Erbe verheißen, und man wird auch diese nicht bloß äußerlich bei der Fahne, sondern innerlich gewonnen haben! Und nachdem eines dieser Ziele erkämpft sein wird, wollen wir unser neues Haus noch einmal weihen, und diese zweite Weihe wird anders ausfallen als die eiskalte erste!

Der Fall Brentano. Professor Brentano in Wien hat sich, während die Notiz in Nr. 49 der Grenzboten gedruckt wurde, weidlich und erfolgreich bemüht, seine Angelegenheit ins Burleske zu ziehen. In endlosen mündlichen und schriftlichen Berichten für Zeitungen bauscht er seine persönliche Sache zu einer Staatsaffaire von welterschütternder Bedeutung auf, und den Sinn der langen Reden kann man in folgende kurze Sätze zusammenfassen. In Wien ist die Gründung eines Instituts für Psychologie an der Universität dringendes Bedürfnis (was seine Richtigkeit haben mag). Brentano ist der einzige geeignete Mann, einem solchen Institute vorzustehen, folglich ist es die Pflicht des Ministeriums, das Hindernis seiner Anstellung, den character indelibilis der katholischen Ordination, entweder auf gesetzmäßigem Wege zu beseitigen oder — das Gesetz zu umgehen. „Ausgezeichnete Juristen" (die übrigens unsers Wissens nicht mehr am Leben sind) haben ihm die Umgehung des Gesetzes als möglich vorgestellt (und der Professor der Philosophie hat ihnen nicht begreiflich gemacht, daß Logik und rabulistische Spitzfindigkeit nicht gleichbedeutend sind). Brentano hat nach Niederlegung seiner Professur aus freien Stücken neun Jahre lang als Privatdozent gelehrt, und weil Österreich ihn für dieses Opfer nicht durch die gewünschte gesetzwidrige Anstellung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entschädigen will, variirt er das alte „Dank vom Haus Österreich" und überläßt das unglückliche Land seinem Schicksal.

Beispiele der verheerenden Wirkung, die Professorendünkel auf das Begriffsvermögen ausüben kann, sind nicht selten, aber ein klassischeres dürfte so bald nicht aufzutreiben sein!

Studentenarbeiter. Die wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften Deutschlands haben sich zu der Aufgabe verbunden, ein neues lateinisches Wörterbuch herauszugeben. Es ist eine Kommission zusammengesetzt, und, wie das dann zu geschehen pflegt, ein Akademiemitglied zum Vorsitzenden ernannt worden. „Für die Arbeit des Zettelmachens sollen Studirende herangezogen werden," berichten dazu die Zeitungen. Ach, wie viel giebt dieser eine, mit chronikartiger Kälte abgefaßte Satz zu denken und zu fühlen! Bolingbroke erzählt zwar in seinen Briefen über das Studium der Geschichte von einem Manne, der Gott in der Kirche außer für andre Wohlthaten, die er uns beschere, auch für die Lexikonschreiber gedankt habe. Aber wenn das Holzhacken auch eine sehr nützliche Beschäftigung ist, und Schwefelhölzer für unentbehrliche Dinge gelten, so folgt doch daraus hoffentlich noch nicht, daß jeder von uns einmal Holz gehackt oder Schwefelhölzer verfertigt haben muß. Nun führt leider der akademische Betrieb in der Philologie sehr viel solcher Holzhackerarbeit mit sich, und jemand, der darüber einen Teil seines Verstandes verloren zu haben scheint, der frühere Philologe und später sogenannte Philosoph Nietzsche, bemerkt an irgend einer Stelle seiner sämtlichen Werke ganz treffend, wie man alle Kunstausdrücke des Handwerks und der Fabrikarbeit jetzt ohne weitern Zusatz auf jene doch geistig sein wollende Thätigkeit des Philologen zu übertragen pflege oder übertragen könne.

Eine der trübseligsten philologischen Spezialitäten, die gleichwohl jetzt sehr begünstigt wird, ist ohne Frage die Beschäftigung mit später, provinzialer, verderbter und barbarischer Latinität, und so sehr man auch Ursache haben mag, Gott dafür zu danken, daß sich überhaupt noch jemand findet, der sich damit abgiebt, so sollte man doch junge Seelen, die sich für einen höhern Beruf geistig bilden möchten, nach Kräften davor bewahren. Das „Archiv für lateinische Lexikographie" war bisher die hauptsächliche Ablagerungsstätte für diese Arbeitsabfälle. Auf den Universitäten merkt man schon seit Jahren seinen Einfluß in einer wenig vorteilhaften Weise.

Schon Samuel Johnson, der bekanntlich wußte, wie Lexika gemacht werden, erzählt im Leben Popes eine der seltnen Anekdoten, die den englischen Dichter redend einführen. In einer Gesellschaft berief man sich einst ihm gegenüber, als es sich um einen Ausdruck in einer modernen Inschrift handelte, auf einen bekannten Lexikographen als Autorität. „Ich gebe zu, rief er erregt, daß ein Lexikonschreiber die Bedeutung eines einzelnen Wortes wissen kann, aber nicht zweier, die mit einander verbunden sind." — Das neue Zettelsystem der vereinigten Akademien kann nun die allerjüngsten Jahrgänge des Menschen mit der denkenden Seele für jenes Niveau vorbereiten!

Fröhliche Wissenschaft. Das unlängst hier angekündigte Werk von Professor Güßfeldt über den Montblanc oder vielmehr über Besteigungen des Montblanc und andrer Berge in den Alpen ist erschienen. Wie zu erwarten war, ist es abermals nur Sportleistungen gewidmet, und wenn man mit dem Inhalt des Buchs das wirklich schöne Kaiserwort: „Es gilt der Wissenschaft, also reisen Sie!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusammenhält, so ist zu wünschen, daß die kaiserliche Ungnade über die exemplarisch unwissenschaftliche Leistung nicht der Enttäuschung entspreche, die der Professor jedem, der mit seiner Wissenschaft noch nicht bekannt ist, bereitet. So lange man mit dem Wort Wissenschaft einen bestimmten Sinn verbindet, so lange nicht die „alpine Kunst," d. h. hier Bergfexerei, die ja dem oder jenem Befriedigung gewährt, so lange nicht „Forschungen," wie der „Abstieg auf einer neu entdeckten Passage," das „Betreten des Güßfeldtsattels" u. s. f., so lange nicht „Skelettkarten" oder die „Erläuterung" der Formen des Montblancmassivs durch Vergleich mit einem Pferdehuf, so lange nicht endlich etwa Reflexionen darüber, daß es „Grenzgebiete" (z. B. die Bergfexerei) gebe, „auf welchen dem einen als Laster, was dem andern als Tugend erscheint": so lange alle diese Dinge jenseits von gut und böse nicht für wissenschaftliche Leistungen erklärt werden, wird man in dem Buche auch nicht die allerbescheidenste Förderung irgend eines Wissenschaftszweiges entdecken können. Und auch die übrigen Ansprüche und „Genugthuungen" des Verfassers muten einen zum Teil sonderbar an. Im Vorwort wird gesagt, daß die Reinheit des Gegenstandes „in einen deutlich empfundnen Gegensatz zu der realistischen Richtung unsrer Tage trete." Warum schenkt uns aber dann der Verfasser nicht die kleinen Unglücksfälle, die ihn betroffen haben, und dergleichen? In der Beschreibung einer Kletterei am Grand Paradis z. B. heißt ein Abschnitt: „Meine beiden Hände durch Frost beschädigt"; noch nach drei Monaten — man beachte die realistisch-wissenschaftliche Genauigkeit — zeigten sich die Frostmale auf den Fingernägeln der rechten Hand, deren Mittelfinger am stärksten erfroren waren. Ja, diese Beschädigung ist bedauerlich; weit bedauerlicher aber ist es, wenn ein Familienvater in einer Fabrik seine Hand an einer Maschine beschädigt, und wenn man alle diese Beschädigungen beschreiben wollte, wissenschaftlich oder anders, so würde bald das Druckpapier teurer werden! Der Verfasser vergißt auch nicht, zu berichten, daß er bei jener Gelegenheit den Geburtstag Kaiser Wilhelms II. „mit sämtlichen Führern in sehr gehobner Stimmung" gefeiert habe. Nur genau!

Die Lichtdruckbilder von Obernetter in München sind gut wie immer, die Montblanckarte, auf der Gelegenheit zur Berichtigung der offiziellen Aufnahmen gegeben gewesen wäre, entspricht nur bescheidnen Anforderungen.

Parlamentarismus und Sittlichkeit. Wie gefährlich der Parlamentarismus, und was dazu gehört, für die Sittlichkeit ist, wie leicht er die Begriffe von Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge verwirrt, das hat man neulich wieder recht deutlich bei den Stadtverordnetenwahlen einer deutschen Stadt gesehen. Da ist ein Schuldirektor, der nicht nur in allen liberalen Farben schillert, sondern auch sämtlichen Vereinen angehört, ein Mann, wie er Fritz Anders in seinem Paragraphendirektor vorgeschwebt haben mag. Dieser Herr ist natürlich auch Stadtverordneter und sollte neulich wiedergewählt werden. Überzeugt von seinem Werte, ließ er es ruhig geschehen, daß zu seiner Empfehlung ein Aufruf mit Namen von Männern verbreitet wurde, die gar nicht gefragt worden waren, ob sie mit seiner Wahl einverstanden wären. Erst als er von einem zur Rede gestellt wurde, bequemte er sich, diese Männer einzeln um Entschuldigung zu bitten. Die Masse der Wähler aber erfuhr nichts davon und blieb in dem Glauben, daß dieser Herr von allen Parteien und Konfessionen empfohlen würde. So ist er denn auch gewählt worden und nimmt wieder als der Mann des allgemeinen Vertrauens seinen Platz im Stadthause ein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG